

Nr. 51. Bromberg, den 2. März 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von **Georg Urbat.**

(15. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Weiter fragt Xenia: „Weiß er es, daß du ihn liebst..?!"

„Nein, nein!" ruft Felicitas. „Er weiß es nicht. Er darf es nie wissen! Denn er liebt S i e ja!"

Ein Leuchten geht über Xenias zerquältes Gesicht. Sie küßt Felicitas auf den Mund und sagt: „Ich habe dich lieb, Kind. — Weshalb sollen Frauen sich immer gleich hassen, wenn sie den gleichen Mann lieben? Aber ich will, daß du mich verstehst, daß du mich auch lieb hast!"

Sie geht zum Schreibtisch und nimmt einen engbeschriebenen Bogen: „Lies es bitte!" sagt sie zu Felicitas. Und Felicitas liest die Überschrift: „Meine Beichte, meine Rechtfertigung!"

Felicitas liest noch immer. Ihr Herz schlägt ruhiger. Warm steigt es in ihr für die Frau auf, deren Beichte so endet:

„Ich habe gefehlt, weil ich dich lieb hatte, Sascha! Ich werde gewiß büßen müssen, weil ich meinen Ehrgeiz mit unserer Liebe vereinen wollte, weil ich selbstsüchtig war, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, dir nur Frau zu sein . . . Und wenn du mich nun hassen mußt, so will ich deinen Haß tragen, so wie ich dich lieb hatte . . ."

Leise, im Verlöschen summt der Samowar. Dicht aneinander geschmiegt sitzen die Frauen. „Kannst du mich jetzt auch lieb haben. Kind?!" fragte Xenia. Kaum verständlich haucht Felicitas die Antwort.

Xenai küßt sie: „Dank, Kind! Ich brauche viel Liebe. Mein Leben ist bisher an Liebe zu arm gewesen. Ich selbst war zu geizig, um Liebe zu geben . . ."

Und noch im Abschiednehmen sagt sie zu Felicitas: „Halte deine Liebe warm, kleine Fee! Sie wird dich und andere reich machen!"

Felicitas geht langsam durch den Vorgarten. Durch das Fenster sieht ihr Xenia nach, und in ihren Augen glimmt jetzt etwas Böses. Es wird ihr doch allzu schwer, zu verzichten . . .

Sie geht an den Schreibtisch, und in tausend Fetzen zerzichten . . .

Sie geht an den Schreibtisch, und in tausend Fetzen zerrissen flattert die Beichte in den Papierkorb. Sie öffnet eine Schublade: ein Revolver blickt ihr entgegen, klein und zierlich wie ein Spielzeug. Daneben ein Schächtelchen, das einige feine weiße Pülverchen enthält. Eins dieser Pülverchen in eine Tasse Kaffee getan würde genügen, jemanden hinüberschlummern zu lassen in eine Welt, in der ihn Liebe oder Haß nicht mehr erreicht.

Vor ihr lockt der Fernsprecher. Ein kurzer Entschluß, sie hat den Hörer in der Hand und erhält die Verbindung mit Alexander Huene.

„. . Liebster, ist deine kleine Dame schon im Kontor? Weshalb ich frage?! Nur so! Die kleinen Damen überhören oft und gern die Gespräche ihrer jungen Chefs. Sascha, ich möchte dich heute für mich haben. Kannst du dich frei machen? Ja?! Das ist lieb von dir. Also ich hole dich ab. Weit hinaus wollen wir fahren. Bis hinter Spandau, wo einer Wald so herb und schön wird wie bei uns in der Heimat. Und am Abend wollen wir einmal sehr lustig sein. So lustig wie noch nie! Willst du, Liebster? Ja?! Dank . . . Dank . . . Ich küsse dich . . ."

XIV.

Dajos Béla geigt. Er geigt heute wirklich, der verwöhnte, eigenwillige Ungar. So geigt er nicht immer. Er streicht sonst ein paar Takte, und dann feiert sein Bogen. Feiner Spott liegt um seinen Mund, während sein Bogen den Takt zum Radau winkt. Mißton auf Mißton schleudert seine Kapelle auf die Tanzenden herab, die es als eine Auszeichnung empfinden, nach seiner Kapelle umherhüpfen zu dürfen.

Heute aber geigt er — ununterbrochen. Untrennbar verwachsen scheint seine Geige mit Wange und Schulter. Und der Bogen zaubert, umwirbt das schöne Paar da unten: den schlanken, blonden Mann — die schöne, blasse Frau . . .

„Wildling!" lächelt Alexander Huene. Aber er läßt sich mitreißen, und sie tanzen, tanzen immer wieder. Von der Geige Dajos Bélas umschmeichelt, gelockt, geschleudert.

Man ist entzückt über das Paar. Man macht ihnen willig Platz, wenn ihr Tanz ein wenig zu wild wird. Man freut sich über die Schönheit der beiden Menschen, über ihr Versunkensein ineinander.

Xenia ist heute für Huene rätselhafter denn je. Bald schaut sie starr vor sich hin, mit einem leidenden Zug im Gesicht, bald fährt sie auf, überschüttet ihn mit Zärtlichkeiten, und er muß ihr immer wieder sagen, daß er sie lieb habe.

Alle Abendzeitungen hat sie gekauft und mit unruhigen, angstvollen Augen durchstöbert, um sie dann wieder von sich zu werfen, als wären sie glühendes Eisen. Doch sie hat tief aufgeatmet, wie in einer großen seelischen Erleichterung.

„Was ist mit dir heute, Liebes?" hat er gefragt. Sie hat aber immer nur den Kopf geschütetlt . . .

Sie hat Alexander Huene für einen Augenblick verlassen. Legationsrat Larßen, der mit Bekannten in einer Loge ihnen gegenüber gesessen, pürscht sich vorsichtig an Huene heran.

„Huene!" sagt er, „ich habe heute einen kleinen Schwips und da habe ich immer Mut zur Offenheit. Für Sie bin ich nun einmal ein wenig mitverantwortlich, Huene, denn ich habe Sie ja mit der schönen Frau zusammengebracht. Aber was soll das nun mit euch werden, Kinder? Denn wie ihr zueinander steht, das sieht ja ein jeder, ohne gerade Psychoanalyse studiert zu haben. Eine jede Sache drängt doch zu irgendeinem Abschluß. Wollen Sie nun unter die Bolschewiken gehen — oder schwenkt die schöne Frau zu Ihnen über?"

Huene hat die Farbe gewechselt. „Lassen wir das Gespräch, Larßen!" sagt er. „Trinken wir lieber auf das Wohl Xenias!"

Und Larßen leert den Kelch bis auf die Nagelprobe.

Huene sitzt wieder allein in seiner Loge. Die Stimmung ist ihm verdorben. Das, was Larßen ausgesprochen hat, quält ihn Tag und Nacht. Und jede Aussprache darüber vermeidet Xenia. Nur eine Gegenfrage hat sie ständig darauf: ob er sie nicht mehr lieb habe?

Xenia kommt jetzt in die Loge zurück. Sie stutzt, sie fühlt den Umschwung in der Stimmung Huenes.

„Larßen war hier!" antwortet er auf ihre Frage.

Xenia erbleicht: sollte Larßen auch schon wissen?!

„Hat er geschwatzt?" fragt sie hart.

„Was sollte er schwatzen? Wir haben über Gleichgültiges gesprochen."

Sie atmet erleichtert auf und ergreift seine Hand. Aus ihrer wechselvollen Stimmung heraus fragt sie plötzlich: „Kannst du Schmerz erdulden, Sascha? Von **mir** erdulden?"

Und sie biegt den Zeigefinger seiner Hand hart nach hinten über. Lächelnd verbeißt er den Schmerz. Mit eigentümlich leerem Blick flüstert sie: „Ja, du kannst Schmerz erdulden!" Dann aber küßt sie wild den wehen Finger. „Nein, nein!" ruft sie, „Schmerz sollst du durch mich nicht erdulden!"

Eine große Traurigkeit nach Wein und Tanz kommt über sie, grenzenlose Angst, daß da unten im Saal schon jemand wissen könnte, was der hinterhältige Artikelschreiber geschrieben, und was Felicitas ihr hinterbracht hat.

Ihre Arme lehnen auf der roten Brüstung der Loge. Ihre Hände sind gefaltet. Mit schwärmerischen Blicken schaut Dajos Béla zu ihr hinauf. Und seine Geige lockt — bittet — bettelt ...

Wehmütig dankend schüttelt sie den Kopf. Mit tiefem Blick umfaßt sie noch einmal den lichtdurchfluteten Saal, die fröhlichen Menschen, lauscht noch einmal mit geschlossenen Augen der Geige Dajos Bélas, als müsse sie alles das in sich aufnehmen, was ihr nach all den Jahren der Not, des Elends und der Entbehrungen hier ein wenig Lebensübermut gab.

„Ich möchte nach Hause," bittet sie.

„Schon, Liebes?" wendet Huene ein.

Dann aber ist es ihm recht.

*

Vor dem Parktor zur Villa Xenias hält der Wagen. —

„Wann sehe ich dich wieder, Liebes?" fragt Huene, ihr das Tor öffnend.

„Wiedersehen ... wiedersehen ...?" stammelt sie, aus schweren Gedanken erwachend. — Und plötzlich wirft sie sich an seine Brust, umklammert seinen Hals, und dicht vor seinem Gesicht leuchten ihre Augen, groß geöffnet, wie von namenloser Angst erfüllt.

„Nein, nein ...! — Ich kann dich nicht lassen!" ruft sie wild, „du mußt mit mir. Ich lasse dich nicht! — Nur noch eine Tasse Kaffee trinke bei mir, Lieber."

In schweren Schlägen pocht sein Herz. — Er macht Einwendungen: die Zofe könnte plaudern. Die Nachbarn ... ihre Stellung ... ihr Ruf ...

Sie aber beharrt: „Nur noch eine Tasse Kaffee, Liebster!"

Er entlohnt den Chauffeur. Und dann trägt er die geliebte Frau mehr, als er sie führt, durch den Park ins Haus.

XV.

Im Herzen von Moskau, an der Lubjanka, liegt ein großer, dunkelgrauer Komplex von Gebäuden. Viele gehen im Laufe des Tages achtlos daran vorüber, viele auch machen einen Umweg, nur um dies Gebäude nicht sehen zu müssen. Denn es beherbergt die „Außerordentliche Kommission zur Abwehr der Gegenrevolution und Spekulation", landläufig „Tscheka" genannt.

In einem der Gewölbe dieses Gebäudes, von zwei vergitterten Fenstern schwach erhellt, sitzen oder räkeln sich etwa zwanzig Männer auf der breiten Holzpritsche herum, die sich an den Wänden herumzieht. Einige spielen mit primitiven, selbstgefertigten Karten, andere lesen, die meisten dösen oder schlafen.

Der Schlüssel im Schloß knarrt. Die Karten sind plötzlich verschwunden: wie im Alarm richten sich aller Augen auf die Tür.

Ein Kommissar erscheint. Von zwei Miliz-Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gefolgt. Von einem Papier liest der Kommissar: „Medwedjeff, Boris Borissowitsch.."

„Hier ...!" antwortet jemand von der Pritsche, und eine große Gestalt erhebt sich.

„Nehmen Sie Ihre Sachen und folgen Sie mir!" befiehlt der Kommissar.

Neunzehn Augenpaare haften noch mit ihren Blicken an der sich schließenden Tür. Und fünf, sechs junge Burschen — man weiß nicht recht, weshalb sie hier sitzen, was sie verbrochen haben — grinsen sich an und springen auf. Ein Spiel beginnt, ein dumm-verzweifelt-zynisches Spiel.

Einer steht an der Wand. Wie ein Verurteilter. Viere stehen da, als hätten sie Gewehre geschultert. Und ein Sechster, ein Bursche mit durchtriebenem Gesicht — man hält ihn für einen Spitzel — kommandiert:

„Stillgestanden — legt an ... Feuer ..."

Und der an der Wand fällt.

„Tot ...!" sagt sachlich und kurz der Bursche mit dem Spitzbubengesicht.

Ein Gelächter, dumm und roh, erschallt aus fünf, sechs Kehlen. Die anderen schleichen bleich auf die Pritsche zurück — — —

Durch Gänge, über Treppen und wieder durch Gänge folgt Medwedjeff dem Kommissar. Hinter sich die beiden Miliz-Soldaten mit dem aufgepflanzten Bajonett.

Still sind die Korridore. Geduckt und lautlos bewegen sich hier alle Menschen. Der Kommissar befiehlt zu halten und zu warten. Er verschwindet hinter einer Tür. Lange Minuten des Wartens. Dann erscheint der Kommissar wieder. Die Soldaten bleiben zurück. Durch ein Zimmer und noch ein Zimmer führt der Kommissar Medwedjeff, und dann öffnet sich eine Tür. Gegenüber der Tür hinter einem Schreibtisch ein intelligentes Gesicht mit Spitzbart. Medwedjeff erkennt dieses Gesicht: Kaschinsky, der Allmächtige der „Tscheka".

Noch zwei Männer stehen am Schreibtisch in langen Stiefeln und Uniformblusen. Anscheinend Sekretäre. Medwedjeff kennt sie nicht.

An der anderen Seite des Zimmers aber, auf dem Divan — und nun erschrickt Medwedjeff bis ins Herz —, da sitzt bleich, mit zwei Leidensfalten um den zusammengepreßten Mund: **Xenia!** ... Ihre dunklen Augen glänzen groß und fiebrig ...

Medwedjeffs Schultern ziehen sich zusammen, der Nacken des großen, starken Mannes krümmt sich, als könne er das nicht mehr tragen, daß nun auch sie, durch ihn, durch seine Schuld mitschuldig geworden, — daß nun auch Xenia die Kugel droht. — Schwer sinkt sein Kopf auf die Brust.

Ein kaum merkbares Lächeln umspielt die Lippen Kaschinskys. Er nimmt ein Papier vom Tisch, und hineinschauend sagt er: „Bürger Medwedjeff! — Die Untersuchungskommission hat sich von Xenia Grigorjewna Tsaturowa überzeugen lassen, daß Sie von der Amsterdamer Bank das Geld nur genommen haben, um es, wenn auch auf einem schwer verständlichen Umweg, dem Propagandafonds zukommen zu lassen. Immerhin ist Ihr Vorgehen geeignet, unsere Funktionäre im Ausland in Mißkredit zu bringen. Es ist daher erkannt worden, Sie, Bürger Medwedjeff, von Ihrem bisherigen Posten zu entheben und aus Gründen der Parteidisziplin zum Sekretär des Kreissowjets in Jakutsk zu ernennen."

„Sibirien ...!" durchhallt es klanglos Medwedjeff.

Zu Xenia Tsaturowa gewendet, fährt Kaschinsky fort: „Und Sie, Bürgerin Tsaturowa, sind Sie wirklich entschlossen, Ihrem Manne zu folgen und sich auf den Posten einer Vorsteherin der Kulturabteilung des Kreissowjets in Jakutsk ernennen zu lassen?"

Die Stimme Kaschinskys wird warm, fast beschwörend: „Es ist das härteste Klima in ganz Sibirien, Xenia Grigorjewna. Ihre Gesundheit wird leiden. Ein undankbarer Posten. Das Volk dort ist unkultiviert, roh. Sie könnten

wieder nach Europa zurück ... — Ist es wirklich Ihr fester Wille?!"

Leer blickt das Auge Xenia Tsaturowas: ihre Gedanken wandern zurück, weit zurück, zu jenem Abend, zu jener Nacht zurück, in der sie Sascha, den Geliebten, noch zu sich gebeten — zu einer Tasse Kaffee ... Eine letzte Tasse Kaffee sollte es werden — eine letzte, die schmerzlos beider Leben enden sollte . . .

Und wie sie dann doch das Grauen überkam, das Grauen über die abermalige Selbstsucht ihrer Liebe! Und wie sie nur noch fürchtete, daß er es erfahren könnte, auf welche Weise sie ihn, sein Vertrauen und seine Liebe getäuscht, und daß er sie dann verachten würde, abgrundtief verachten . . .

Sie schenkte ihm alles, was ihre Liebe noch schenken konnte. Dann entließ sie ihn in die Nacht. Und am nächsten Morgen war sie auf dem Wege nach Moskau. Denn dort saß der, welcher um seiner Liebe willen, ihretwegen Geld genommen und zum Verbrecher geworden war, dem die Kugel drohte — und der bedurfte jetzt der Liebe . . . .

Sascha aber würde wieder Frauenliebe besitzen, treue Frauenliebe. Sie lächelte leicht und versonnen, als sie sich an die Deutsche erinnerte, die kleine, liebe Fee . . .

Nein, sie wollte büßen — mußte büßen für die Selbstsucht ihrer Liebe — —

„Es ist mein Wille!" sagt sie fest zu Kaschinsky.

Die Papiere in der Hand des Mannes, die, ohne zu zucken, ungezählte Todesurteile unterschrieben, erzittern. Schroff wendet er sich zu Medwedjeff. „Sie sind frei!" sagt er kurz. „Innerhalb einer Woche müssen Sie die Reise nach Ihrem neuen Bestimmungsort angetreten haben."

Durch Korridore, über Treppen schreiten sie zum Ausgang. Der Kontroll-Kommissar fordert von ihnen die Passierscheine. Dann treten sie hinaus ins Freie, in den leuchtenden Tag. Still und langsam wandern sie durch das Gewühl der Menschen Der Kopf Medwedjeffs hängt noch immer tief auf der Brust. Ruhig aber schauen Xenias große, dunkle Augen in die Ferne, in die Zukunft. Sie gehen beide Hand in Hand . . .

(Fortsetzung folgt)

Interessantes aus meinem Leben.

Seltsame Abenteuer mit der „Lustigen Witwe". — Meine erste und schönste Schülerin. — Erinnerungen an Puccini.
Von Franz Lehár.

Operetten haben ihre eigenen Schicksale. Es war zu der Zeit, als alle Welt von der Operette „Die lustige Witwe" sprach, die im Norden unter dem Titel „Den Glade Enke" über die Bühnen ging. Ein Theater in Oslo (Christiania), dessen Direktor vor dem Ruin stand, brachte sie heraus, und die Operette rettete ihn. Es liegt auf der Hand, daß ein Theater, damit es sich rentiert, ein gutes Stück mit einer langen Reihe erfolgreicher Aufführungen braucht. Anfangs ging es nur langsam voran, aber bald war das Publikum begeistert und strömte ins Theater, und die Operette erlebte viele hundert Aufführungen.

Von Oslo kam die „Lustige Witwe" nach Kopenhagen, der Hauptstadt Dänemarks. Dort herrschte ein wahres „Glade Enke"-Fieber. Die Begeisterung führte dazu, daß die Dänen meine Anwesenheit in ihrer Hauptstadt verlangten, damit ich auch dort die Operette persönlich dirigierte. Kein Komponist kann eine solche Aufforderung ablehnen; wünscht auch kaum jemals, dies zu tun. Er ist nur zu erfreut zu wissen, daß sich das Publikum mit seinem Namen vertraut macht und ihn in eigener Person zu sehen wünscht. Es verstand sich also von selbst, daß ich nach Kopenhagen fuhr. Die Zeitungen brachten die Nachricht von meiner Ankunft, und ich glaube, daß mich jedermann schon kannte, als ich abends im Theater eintraf. Natürlich erhöhte mein persönliches Erscheinen meine Volkstümlichkeit, und ich wurde stürmisch begrüßt. Nach der Vorstellung trat ich auf die Bühne; es sah aus, als ob die Zuschauer mich überhaupt nicht wieder fortlassen würden. Schon fürchtete ich, daß die fortgesetzten Begeisterungsstürme mich hindern könnten, an einem mir zu Ehren gegebenen Essen teilzunehmen. Ich mußte den großen Walzer wiederholen, und am Ende des dritten Aktes erhoben sich die Besucher und riefen fortgesetzt: „Auf der Bühne bleiben! Auf der Bühne bleiben!"

Ohne zu ahnen, was jetzt kommen würde, gehorchte ich. Dann rief die Menge wie mit einer Stimme: „Der Meister soll selbst spielen", und man drückte mir eine Geige — ich ahne nicht, woher sie kam — in die Hand. Stürmische Zurufe: „Spielen! Spielen!" Also setzte ich die Geige an und spielte „Lippen schweigen . . .", während die Träger der beiden Hauptrollen zu tanzen begannen und das Publikum sich erhob und mitsang. — In Konstantinopel hingegen demonstrierten wütende Montenegriner gegen die in Pontevedra spielende Operette. In Triest verursachten Jugoslawen auf der Theatergalerie bei der Aufführung der „Lustigen Witwe" einen derartigen Krawall, daß der Vorhang notgedrungen fallen mußte. „Arme Toren . . .", tröstete ich die Direktorin und streichelte ihre Wange. „Was wollen Sie?" fuhr sie auf, „wollte Gott, die Leute demonstrierten meinetwegen, sie demonstrieren leider — Ihrethalben." So mußte hier meine „Lustige Witwe" unter polizeilichen Schutz gestellt werden. In Spanien lagen die Dinge anders. Dort wurden sogar die Rekruten des Regiments Cordoba unter den Klängen eines „Lustige Witwe"-Marsches vereidigt. Wie man mir später erzählte, vernahm im Februar 1910 ein Kapitän D'Albertis, der sich damals auf einer Forschungsreise nach den Viktoriafällen befand, in einem Urwaldhotel am Zambesi Walzerklänge und traf dort ein europäisches Operettenensemble, das kurz vorher meine „Lustige Witwe" in Hottentottenkraalen aufgeführt hatte und nun am Zambesi ein gleiches zu tun beabsichtigte. Hunderte von Farmern kamen mit einem Extrazug aus Nord-Rhodesien, und die Aufführung im Urwald gestaltete sich zu einem gesellschaftlichen Ereignis.

Diese Vorgänge werden für immer in meinem Gedächtnis haften. Übrigens fällt mir noch ein reizendes Erlebnis ein. Es war in der kleinen ungarischen Stadt Losoncz, wo ich Militärkapellmeister war. Ich war jung und ehrgeizig und arbeitete tüchtig. Man macht sich in der Regel keine richtige Vorstellung von der Tätigkeit eines Kapellmeisters. Die Kapelle spielte im Kasino, vormittags waren Proben, am Nachmittag gab ich Theorieunterricht. Später gründete ich ein Quartett, leitete die Musik beim Hochamt und dirigierte Oratorien.

Doch das war noch nicht genug. Eines Tages beauftragte mich ein hoher Offizier, seiner Tochter, in der er ein außerordentliches musikalisches Talent entdeckt zu haben glaubte, Gesangstunden zu geben. Was sollte ich machen? Ohne jede pädagogische Erfahrung unterzog ich mich der verlangten Aufgabe. Das Mädel war siebzehn Jahre alt und eine wirkliche Schönheit. Ich bestellte telegraphisch in Wien eine Gesangschule und unterrichtete munter drauf los. Nach drei Monaten konnte ich mit gemischten Gefühlen einen doppelten Erfolg dieses Gesangunterrichts feststellen: Meine reizende Schülerin hatte ihre Stimme verloren und ich — mein Herz. Was ich dann alles den verblüfften Eltern über den Wert des ihrer Tochter erteilten Unterrichts erzählte und wie ich mir weiterhin trotz meiner „Glanzleistung" die Gunst dieses bildhübschen Mädchens erhielt, ist eine Operette für sich . . .

Ein Gutes hatte diese kleine Episode für mich: ich lernte daraus, wie die menschliche Stimme behandelt werden muß. Leider verließen der Offizier und seine entzückende Tochter bald danach Losoncz, und ich konnte den Schaden, den ich angerichtet hatte, nicht wieder gut machen. Nie wieder bot sich mir die Gelegenheit, richtige Gesangstunde zu geben.

Zum Schluß will ich noch meine Freundschaft mit Puccini, dem weltbekannten Komponisten, erwähnen. Puccini war wiederholt in Wien und stieg stets in den ersten Hotels ab. Er hielt sich gerade in Wien auf, als die „Lustige Witwe" volkstümlich wurde. Die Kapelle des Hotels, in dem Puccini wohnte, spielte mehrfach den großen Walzer aus meiner Operette, und die Gäste sangen leise den Kehrreim mit. Puccini, der die Operette nie gehört hatte, kannte den Walzer nicht.

„Welch entzückende Melodie", bemerkte er. „Wer ist der Komponist?" Die Frage löste große Überraschung bei allen in Hörweite Befindlichen aus, denn niemand hielt es für

möglich, daß Puccini „Die lustige Witwe" und ihren Komponisten nicht kannte.

Die Folge war, daß wir einander vorgestellt und schnell Freunde wurden. Ich besitze noch ein wundervolles Lichtbild Puccinis, das mir der Maestro mit der herzlichen Widmung: „Amicissimo Lehár" (Meinem liebsten Freunde Lehár) verreichte.

Ich glaube, Puccini erkannte in meinen Melodien etwas dem italienischen Herzen Teures wieder. Anders kann ich mir den schönen Erfolg meiner Operette „Eva" in Italien nicht erklären.

Faschingswette.

Mister Baldhim ist geschäftlich in Deutschland. Ist in Berlin, in Frankfurt, und kommt dann auch nach Köln — mitten in den Karneval. Läßt sich vom Geschäftsfreunde Knoop von Redoute zu Redoute schleppen. Lächelt kühl.

„Ich habe auf Bali einmal das Fest der Jugend gesehen Das war so ähnlich."

Knoop erinnert sich nur dunkel, wo Bali liegt, und nimmt die Beleidigung hin. Schleift Baldhim weiter durch Feste, Tänze, halbdunkle, zärtliche Galerien und auf bunte, laute Bums.

Schließlich sind sie auf der Straße. Stehen vor einem vornehmen Hause, als eine Dame vorbeikommt, die Haustür öffnet und verschwindet.

„Wer ist das?" fragte Baldhim.

„Das ist eine Amerikanerin", sagt Knoop, „die mit ihrem Manne hier ist und um die es schon drei Duelle gegeben hat. Eine gefährliche Person."

„Ich möchte sie kennenlernen", sagte Baldhim.

„Haha!" lachte da Knoop. „Ausgeschlossen! Unnahbar wie eine Prinzessin!"

„Oh!", sagt Baldhim, „das müßte die erste Dame sein . . ."

Knoop reißt die Augen auf. Ist der blasierte Engländer größenwahnsinnig oder plötzlich doch noch betrunken geworden?

„Ausgeschlossen!" sagt Knoop schließlich. „Ich gehe jede Wette ein, daß Sie unter unangenehmen Begleitumständen abblitzen."

In diesem Augenblick wird oben im Hause ein Fenster geöffnet. Die Amerikanerin blickt auf die Straße und schließt das Fenster.

„Ich wette", sagt der Engländer leise zu Knoop, „zehn Pfund, daß in einer Stunde i c h da oben aus dem Fenster gucke."

„Haha!" lacht Knoop, und biegt sich. Angenommen: Zehn Pfund und in einer Stunde."

Knoop steuert von neuem in den Karneval.

Baldhim aber geht auf die Haustür zu und läutet.

*

Eine Stunde später fährt Knoop vor dem Hause vor. Schickt sein Auto weg — und wartet. Zwei Minuten vergehen. Da öffnet sich das Fenster der Amerikanerin. Lächelnd erscheint Baldhim, winkt mit der Hand und verschwindet wieder.

Knoop steht starr da. Geht nach Hause. Er kann nicht schlafen.

Am nächsten Tage ist Baldhim da. Knoop zahlt ihm zwei Hundert-Markscheine auf den Tisch. Dann geht er zu dem Gatten der Amerikanerin.

„Ich habe", sagt er, „diese Nacht einen Fremden im Zimmer Ihrer Frau Gemahlin gesehen!"

„Ganz recht", lacht der andere. „Da kam so ein spleeniger Engländer und bot mir hundert Mark, wenn er das Zimmer für fünf Minuten mieten könne. Sagen Sie selbst: Hätten Sie ihm den Gefallen nicht getan?"

Hans Riebau.

Man kann . . .

. . . ein Hindernis in vollem Lauf nehmen, aber man kann es auch umgehen, was manchmal bedeutend klüger ist.

*

. . . über vieles reden, aber man kommt oft noch weiter, wenn man über vieles schweigen kann.

*

. . . eine Leiter heraufgeschoben werden, doch oben festhalten muß man sich selbst.

*

. . . mit allem fertig werden, wenn man versteht, mit sich selbst fertig zu werden.

*

. . . die meisten Dinge im Leben erst dann richtig beurteilen, wenn man die nötige Distanz zu ihnen hat.

*

. . . einmal fünf gerade sein lassen, doch wer das öfters macht, wird sich auf die Dauer stark verrechnen.

*

. . . vieles, was man nicht glaubt zu können, wenn man es zugleich mit Herz und Verstand anfaßt.

*

. . . sich über jede Kleinigkeit aufregen, darf sich dann aber nicht wundern, wenn uns das Leben bald über den Kopf wächst.

*

. . . mit den schönsten Theorien im Leben nichts erreichen, wenn sie sich praktisch nicht bewähren.

Smada.



Bunte Chronik



*** Das Kamel bringt den Elefanten zur Vernunft.** Angeblich gehören die Elefanten zu den schlauesten Tieren. Dann sollte sich der Dickhäuter, der kürzlich Hyderabad in Aufregung versetzte, schämen, denn ein Kamel mußte ihn zur Vernunft bringen. Weiß der Kuckuck, was den dicken Staatselefanten dazu veranlaßte, plötzlich buchstäblich aus dem Häuschen zu geraten, ein paar Wärter über den Haufen zu rennen, die Stalltür zu sprengen und wie eine verrückt gewordene Dampfwalze durch die Straßen der Stadt zu rennen. Vielleicht hatte ihn eine Biene gestochen, und er suchte Kühlung. Selbst ein Elefant hat ja empfindliche Stellen. Auf jeden Fall raste das völlig aus dem Gleichgewicht gebrachte Tier in Richtung auf einen sieben Kilometer außerhalb der Stadt gelegenen Teich davon. Alle Lebewesen, die ihm auf dem Weg dorthin begegneten, stoben entsetzt auseinander und von der Straße herunter. Sogar der Verkehrsschutzmann an der Ecke des Malapalliplatzes stellte das Müllern ein und kümmerte sich nicht darum, daß der entfesselte Dickhäuter eine Einbahnstraße in der falschen Richtung benutzte. Endlich erreichte das sonst so vernünftige Vieh im Elefantentrab den Teich und stürzte sich in die kühlen Fluten. Dort saß es bis an den Hals im Wasser, klapperte mit den großen Ohren und blinzelte sichtlich erleichtert. Alle höflichen Bitten seiner Wärter, sich wieder an Land bemühen zu wollen, halfen nichts. Der Dicke saß und plätscherte wohlig. Schließlich holte man sechs andere Staatselefanten, die den Ausreißer zwischen sich nehmen und mit Gewalt in den Stall zurück schleifen sollten. Doch das erwies sich als garnicht nötig. Ein Kameltreiber, der des Weges kam, wußte besseren Rat. Er ließ den größten Elefanten in den Teich klettern und seinen Rüssel um den des Ausreißers schlingen. Alles lachte geringschätzig: „Der Ausgekniffene ist doch viel zu stark, um sich von einem einzigen Elefanten aus dem Wasser ziehen zu lassen!" — „Abwarten!" beruhigte sie der Kameltreiber und kletterte mit seinem Höckertier in den Teich. Im nächsten Augenblick brüllte der Ausreißer vor Schmerz und ließ sich dann wie ein kleines Kind aus dem Wasser führen, denn selbst für einen sonst so unempfindlichen Elefanten ist es peinlich, wenn ein Kamel sich in sein Ohrläppchen verbeißt und er sich nicht wehren kann. Auf diese Weise brachte das dumme Kamel den schlauen Elefanten in aller Gemütsruhe nach Hyderabad zurück.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.